

I. 53.

Karl Ganter

Zell im Wiesental

NS-Zeit und Krieg in Pfaffenberg

*In den diversen Schilderungen geht es zuerst um einen Rückblick auf die Jugendzeit in den NS-Formationen, dann um französische Kriegsgefangene, wie sie 1941 in **Pfaffenberg** bei **Zell im Wiesental** arbeiteten und lebten. Sie waren im leer stehenden Bauernhaus „Jackobbe“ (heute Anwesen Martin Weimer) über Nacht untergebracht und dort auch bewacht. Tagsüber arbeiteten sie auf den Höfen, so auch der etwa 45-jährige Jeantil Maury bei der Familie Ganter. Er saß, obwohl verboten, mit am Tisch wie ein Familienmitglied und, wenn er abends zurückging, verneigte er sich vor dem Foto des in Russland gefallenen älteren Bruders von Karl und sprach ein Gebet. Ein Bild, das den Autor sein Leben lang prägte. Er sucht nun über das Rote Kreuz nach Jeantil. Geschildert wird auch die Gefahr, in der Pfaffenberg im Februar 1945 war, als Jagdbomber deutsche Truppen, die sich unten im Wiesental bei **Mambach** aufhielten, beschossen.*

Erziehung zum Herrenmenschen

Wir Kinder der Vorkriegsgeneration erlebten als 8- oder 10-Jährige die 30er Jahre als die Zeit, in der das nationalsozialistische System die Überwachung und die Steuerung der Familien zunehmend ihrer Ideologie des Rassenwahns unterwarf, um diese Jugend („Hitlerjugend“) als arische Supermenschen heranzubilden. Dazu wurden vormilitärische Organisationen eingerichtet, für die 8- bis 14-Jährigen Jungen das „Jungvolk“ und für die 14- bis 18-Jährigen die „Hitlerjugend“ sowie für die Mädchen der „Bund deutscher Mädchen, BDM“. In wöchentlichen Dienststunden wurden hier absoluter Gehorsam und die NS-Parole „flink wie Windhunde, zäh wie Leder und hart wie Kruppstahl“ eingedrillt. Das unentschuldigte Fehlen oder Fernbleiben besonders beim Dienst am Sonntag von 10 bis 12 Uhr hatte für die Eltern disziplinarische Folgen, denn man wollte dadurch die Teilnahme am Sonntagsgottesdienst verhindern.

Sehr beliebt bei den Funktionären war das Üben der Aufstellung von Abteilungen, um in zackigem Abruf des Abzählkommandos die vollständige Anwesenheit festzustellen. Höhepunkt waren die Ausrichtung in Marschordnungen und der Marsch durch die Straßen der Stadt, bei dem dann in militärischer Tradition möglichst in „HJ“-Uniform Marschlieder gesungen werden mussten. Nicht alle Jugendlichen trugen eine Uniform - oft war es eine Geldfrage, meistens aber die passive Ablehnung des Systems durch das Elternhaus, die eine Anschaffung verhinderte.

Bei uns jungen Menschen war die Begeisterung durchaus nicht zu übersehen, und der geheime Wunsch eines jeden Jungen war, eine solche Kleidung zu besitzen, um nicht schon durch das Fehlen dieses sichtbaren Kennzeichens minderwertig zu erscheinen. Soweit hatte die Absicht des NS-Regimes, eine besondere Menschenrasse heranzubilden, durchaus Erfolg, und der Stolz des Herrenmenschen nahm von

vielen schon in diesen jungen Jahren Besitz. Die strenge Erziehung des Elternhauses als Gegenpol zur Nationalsozialistischen Idee, nicht zuletzt aus religiösen Gründen, hielt den Erfolg dieser unheilvollen Bewegung in Grenzen.

Die oben genannten Jugendorganisationen hatten militärische Führungsstrukturen, in denen die einzelnen Führungsebenen jedem bewusst sein mussten. So gab es den Gruppenführer, den Scharführer, den Fähnleinführer sowie den übergeordneten Bannführer. Größere Gebiete bildeten den Fähnleinbezirk, z.B. Fähnlein Zell oder Schopfheim, und diese Fähnleinbezirke mussten in groß angelegten Kriegsspielen gegeneinander antreten. Ich sehe mich noch heute auf der Raitbacher Höhe, wie mir die gegnerischen Jungsoldaten mein blaues Band vom Arm reisen wollten und ich mich nur mit einem Sprung über eine tiefe Sandgrube retten konnte.

Mit dieser bis ins Detail ausgetüftelten Organisation der damaligen Diktatur ermöglichte man die teuflische Saat, die leider hundertfältig aufging und am Ende die ganze Welt in das Verderben stürzte. Die damals jungen Menschen mussten z.T. noch mit in diesen Krieg ziehen, die jüngeren erlebten diese schlimme Zeit in der Heimat, jeder aber hatte seine besonderen Erlebnisse aus diesem so genannten "tausendjährigen Reich".

Unser Gefangener „Jeantil“

Ich werde versuchen von diesen meinen Erinnerungen während des Krieges oder vom Kriegsende, als Zeitzeuge einiges niederzuschreiben, um es der Nachwelt als Mahnung für eine bessere und lebenswertere Zukunft zu erhalten.

Mit fortschreitendem Alter erinnert man sich zunehmend an Dinge aus der frühen Kindheit, die man fasst ein Leben lang vergessen hat, so auch die Geschichte von unserem französischen Kriegsgefangenen „Jeantil“, der von der damaligen Siegermacht „Nazideutschland“ meinem elterlichen Bauernhof als Arbeitshilfe zugewiesen war. Andere Namen, die mir zur Zuweisung spontan einfallen, waren bei „Srütters“ der Pierre, bei „Swirts“ der Gaston, bei der „Annagotte“ der Paul, bei „Smatte“ der Lui, usw.

Zum Verständnis und der Einschätzung der damaligen Verhältnisse, Nachstehendes: Das damals leer stehende Bauerhaus „Jackobhe“ (heute Anwesen Martin Weimer) wurde zu einem Gefangenenlager umgebaut, d.h. die Fenster und Türen waren mit Eisengitter und Sicherheitsvorrichtungen versehen, so dass eine Flucht aus dem Haus nicht möglich war. Das Lager wurde von zwei Soldaten bewacht, diese waren auch im Hause in einem separaten Raum untergebracht. Das ganze Lagerkommando bestand aus 20 Gefangenen und zwei Wehrmichtsangehörigen, meistens kriegsverwundete Österreicher.



Kriegsgefangene, die auf den Bauernhöfen in Pfaffenberg helfen mussten: Das obere Bild zeigt die französischen Kriegsgefangenen des Jahres 1941/42, darunter in der zweiten Reihe der erste von links Jeantil Maury, der bei der Familie Ganter arbeitete und lebte. Das untere Bild zeigt serbische Kriegsgefangene, die die Franzosen ablösten und 1943/44 in Pfaffenberg eingesetzt waren.

Fotos: Privat, Reproduktion: BZ (I.53.)

Die Gefangenen wurden tagsüber als Arbeitskräfte auf die Bauernhöfe verteilt, da die meisten Männer des Dorfes zur Wehrmacht eingezogen waren. Am Abend eines jeden Tages mussten die Gefangenen in das Lager zurückkehren, wo sie eingeschlossen und unter Bewachung standen. Soweit die damaligen Umstände, und nun zu unserem Jeantil. Jeantil war aus der Erinnerung als damals 10-jähriger Bub im Gegensatz zu seinen Mitgefangenen etwas älter, etwa 45 Jahre alt. Er war der fürsorgliche Vaternotyp, den wir Kinder sehr schätzten, ja liebten. Es war vom damaligen Oberkommando der Wehrmacht streng untersagt, den Gefangenen Familienanschluss zu gewähren, so sollte ihnen beispielsweise nur in einem gesonderten Raum das Essen gegeben werden, um sie deutlich auszusondern und ihnen zu zeigen, dass sie gefangene „Feinde“ waren. Jeantil war für uns Kinder niemals ein Feind, und er saß bei den Mahlzeiten bei uns an einem Tisch wie ein Familienmitglied.

Was mir bis zum heutigen Tag unvergessen bleibt, war das Verhalten dieses vermeintlichen Gegners in den sehr traurigen Tagen, als im September 1941 mein ältester Bruder „Josef“ in Russland gefallen war. Im

Wohnzimmer, in der Stube haben meine Eltern auf dem Vertiko eine kleine Gedenkstätte mit dem Bild des Gefallenen, mit Kreuz und Kerzen und anderen Gegenständen errichtet, vor der wir seiner gedachten. Jeden Abend nach dem Nachtessen, das auf der „Laube" eingenommen wurde, erhob sich Jeantil, verabschiedete sich über Nacht in sein Gefangenenlager mit dem Gruß „Bonsoir" (guten Abend) und ging beim Hinausgehen durch den Flur immer in das Wohnzimmer, nahm seine französische Militärmütze vom Kopf, verneigte sich und sprach ein Gebet für seinen gefallenen Feind. Dieser zutiefst menschliche Ausdruck des Mitgefühls, das dieser Mann in dieser schlimmen Zeit zeigen konnte, hat mich als Kind so sehr geprägt, und es beschäftigt mich noch heute, dass wir von diesem Menschen nie mehr etwas gehört haben.

Die französischen Gefangenen wurden dann später wegen der Grenznähe zu Frankreich in das Landesinnere verlegt. Sie sind durch serbische Kriegsgefangene abgelöst worden. Diese Gefangenen waren ein völlig anderer Menschentyp, und es entstand zu keiner Zeit ein solches Vertrauensverhältnis wie zu den Franzosen. Die Adresse von Jeantil sitzt in meinem Kopf bis zum heutigen Tag und müsste lauten: Jeantil Maury, Beaulieu, sur Dordogne Departement, Correze, France.

NB : Ich werde nach 63 Jahren über den Suchdienst des roten Kreuzes nach „Jeantil" bzw. nach seinen Angehörigen, sofern es sie gibt, nachforschen lassen.

Die Front kommt näher

Mit dem zu Ende gehenden Kriegsjahr 1944 hat sich die Westfront von Frankreich über das Elsas bis an die deutsche Grenze an den Rhein, von St. Louis im Süden über Straßburg nach Norden vorgeschoben. Das Grenzgebiet im Markgräflerland war der Beobachtung, vor allem aber dem Beschuss der französischen Artillerie ausgesetzt. Das Hinterland, der Schwarzwald, wurde von den alliierten Jagdbombern kontrolliert, und die Zivilbevölkerung war dem ständigen Beschuss durch Bordwaffen und auch der Bombardierung strategischer Ziele schutzlos ausgeliefert.

In dieser Zeit hat die Gemeindeverwaltung unseres kleinen Bergdorfes Pfaffenberg angeordnet, dass Erdbunker gebaut werden sollen, in die sich die Dorfbewohner bei Angriffen aus der Luft in Sicherheit bringen konnten. Zwei solcher Erdstollen wurden in den Berg gegraben, der eine am Ortseingang und der andere am Ausgang. Durch die Hanglage begünstigt waren bald tiefe Gänge in den Sandfels vorgetrieben, wo man jedoch - aus heutiger Sicht - im Falle eines Bombenabwurfes lebendig begraben worden wäre. Unser Dorf liegt auf einer vorgeschobenen Bergnase ca. 300 m direkt über der Talgemeinde Mambach und spielte in diesem Geschehen eine ganz besondere Rolle.

Zuvor jedoch noch ein Hinweis auf das Stimmungsbild, auf die Moral der Menschen, die durch die ständige Gefahr abgestumpft und konsterniert waren. Not und Elend, ja sogar der Tod der damals allgegenwärtig war, wurden aus heutigem Verständnis fast stoisch angenommen. An jedem neuen Tag betete man, dass er ohne ein schlimmes Ereignis enden möge, bis am 13. Februar 1945 die Jagdbomber Tod und Schrecken über unser Nachbardorf Mambach brachten.



Bergkapelle Maria Friedn. Im Hintergrund die Hohe Mohr mit Aussichtsturm

Foto Bernhard Schmid

Die Bergkapelle Maria Frieden – dahinter (und nur zu ahnen) das Wiesental und das Dorf Mambach, das von Jagdbombern angegriffen wurde.

Foto: Archiv Karl Ganter, Reproduktion: BZ

Durch die vorrückende französische Armee zogen sich die Wehrmachtsverbände durch das Wiesental in das Landesinnere zurück, während in den Wäldern die versprengte Waffen-SS sich verschanzte. Am 13. Februar 1945 hielten sich größere Verbände rückflutender Einheiten in Mambach auf, die durch die „Jabos“ beobachtet wurden und mit einem Bombenangriff außer Gefecht gesetzt werden sollten.

Das Dorf Mambach liegt an einer der engsten Stelle des Tales – das erhöhte die Gefahr für unser Dorf, auch getroffen zu werden. Die Bomben mussten im Tiefflug im rückwärtigen Luftraum unseres Ortes ausgelöst werden und rutschten, wie man gut sehen und hören konnte, buchstäblich über die Bergnase von Pfaffenberg in den Talkessel von Mambach. Nur wenige Meter früher ausgelöst, hätten sie mit Sicherheit unser Dorf ausgelöscht.

Von den 24 Bomben, die auf Mambach abgeworfen wurden, haben zwei getroffen, alle übrigen schlugen an den seitlichen Berghängen des engen Tales ein. Zwei Häuser wurden total zerstört, und eine Familie ist völlig ausgelöscht worden. Es war ein großes Unglück, doch die exponierte topographische Lage von Mambach hat ein noch größeres Unheil verhindert.

Fast genau 39 Jahre Später, im Jahre 1984, konnte der letzte Blindgänger, eine Fünf-Zentner-Sprengbombe amerikanischen Ursprungs, ausgegraben und von Spezialisten der Kampfmittelbeseitigung Baden– Württemberg unschädlich gemacht werden. Das Gerücht über den Einschlag einer Bombe an

dieser Stelle wollte nie verstummen, bis man nach so langer Zeit durch Probegrabungen endlich Gewissheit über die Existenz dieses Reliktes aus unseliger Zeit schaffte.

Aus Dank, dass in den beiden Dörfern nicht mehr Schaden entstand, wurde im Jahre 1948 auf halbem Wege zwischen den beiden Orten, auf einem wunderschönen Bergkegel, die weithin sichtbare Wallfahrtskapelle „Maria Frieden“ erbaut.

Franzosen beim Plündern

Die Westfront war an der deutschen Landesgrenze angekommen, und wir konnten hier auf unseren Schwarzwaldhöhen über viele Wochen den Geschützlärm der französischen Armee vernehmen. Mit schwerer Artillerie schossen die Franzosen aus dem Elsass weit in das deutsche Hinterland und richteten an den deutschen Verteidigungslinien und in den Margräfler Dörfer sehr große Schäden an. Der Himmel nach Westen war bei Nacht ein einziges Feuer von den Detonationen, und tagsüber standen die Jagdbomber ständig über unserem südwestlichen Raum und schossen auf alles, was sich bewegte

Alle Welt wusste dass der Krieg für Deutschland verloren war und die Menschen hofften auf ein schnelles Ende, das dann im Frühjahr 1945 wie eine Erlösung kam - trotz aller Schrecken, die die französische Besatzungsarmee für unsere Bevölkerung mit sich brachte. Über diese schlimme Zeit ließe sich vieles festhalten, doch ich will über ein ganz bestimmtes Erlebnis berichten, das sich in unserem kleinen Dorf zugetragen hat.

Wochen, nachdem die französische Besatzung sich in den Städten und Talgemeinden des Wiesentales festgesetzt hatte, kamen eines Nachts zum ersten Mal Franzosen in unser kleines Bergdorf. Dieser Besuch aber stand unter einem ganz besonderen Vorzeichen, sie waren nämlich auf Raubzügen, darum bei Nacht. Ich möchte versuchen alles der Reihe nach zu berichten:

In den frühen Abendstunden fuhr ein großer Militärlastwagen auf den Dorfplatz und wir Dorfbewohner rannten aus den Häusern um zu sehen, was los war, besonders wir Kinder. Aus dem Führerhaus schoben die Soldaten ihre MPs, um uns zu bedrohen und Angst zu machen. Der Auflauf war inzwischen groß, und die Franzosen, misstrauisch geworden, starteten durch und fuhren davon. Es gab aber für ihre Weiterfahrt keine Durchgangsstraße, und die Fahrt endete nach einem ½ km vor einem einsamen Bauernhof. Einer der Soldaten drang unverzüglich in den Kuhstall ein, während ein anderer versuchte den Lastwagen zu wenden. In dieser Zeit kam die aufgebrachte Bevölkerung auch auf diesem Bauernhof an und nahm eine drohende Haltung gegen die Soldaten ein, die inzwischen die erste Kuh aus dem Stall führten.

Darauf hin geschah etwas, das die Franzosen in eine schlimme Lage brachte, und es entstand ein völliger Rollentausch zwischen der ohnehin schon feindlich gesinnten Bevölkerung und den Soldaten. Der Fahrer geriet nämlich beim Wenden des Fahrzeuges auf dem ohnehin schmalen Weg zu weit nach außen und drohte, mit seinem Fahrzeug in die Tiefe zu stürzen. Somit entstand eine völlig neue Situation, denn die Franzosen konnten nicht mehr entkommen, und die Dorfbewohner übernahmen das Kommando. Die Soldaten führten die Kühe wieder in den Stall und banden sie dort an. Es war eine gefährliche Lage, bei der

es dem Bürgermeister Emil Philipp zu verdanken war, dass die Leute den Lastwagen nicht nach unten überkippt haben.

Nach langem Palaver über den weiteren Fortgang fiel das Stichwort „Pferde“, von denen es zwei im Dorf gab. Die Franzosen, es waren wohl Elsässer, die deutsch verstanden, ergriffen sofort wieder die Initiative und erzwangen mit Waffengewalt das Herbeiholen dieser Pferde, mit deren Hilfe dann das Fahrzeug wieder flott gemacht werden konnte.

Die Franzosen verließen daraufhin fluchtartig unser Dorf ohne Raubgut und fuhren die 4 km Bergstrasse hinunter ins Tal, um auf der anderen Talseite zum Nachbardorf zu gelangen, wo sie, wie wir anderntags erfuhren, auf einem Bauernhof kurzerhand zwei Kühe aufluden und verschwanden.

Karl Ganter